

# Es irrt der Mensch, solange er strebt?

## Die Orientierung der Lebensführung als Horizont der Aushandlung subjektiver Statuswahrnehmung

Stefan Holubek

*Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Realität oder Verblendung? Zum Zusammenhang von objektiven Ungleichheiten und ihrer subjektiven Wahrnehmung«*

### Einleitung

Die sozialwissenschaftliche und öffentliche Debatte um die ‚Krise der Mittelschicht‘ nimmt einen ihrer Ausgangspunkte in der Auseinandersetzung mit der Frage, ob die diagnostizierten Status- und Abstiegsängste angesichts ‚objektiver‘ ökonomischer Gefährdungslagen überhaupt gerechtfertigt seien (vgl. etwa Breuer 2018; Burzan 2014; Niehues 2014; Zekri 2016).<sup>1</sup> Während einige Untersuchungen objektive Sozialindikatoren fokussieren (Bosch, Kalina 2016; Grabka, Frick 2008), konzentrieren sich andere auf die subjektive Abstiegsangst in der Mittelschicht (Lengfeld, Hirschle 2009; Schöneck et al. 2011). Vergleicht man die Ergebnisse dieser Ansätze, wird deutlich, dass „Abstiegsängste keine kausale Folge einer negativen Abweichung vom Einkommensmedian [sind]“ (Kramer 2010, S.211). Diese Diskrepanz, nach der sich subjektive Sorge vor Abstieg nicht auf jene begrenzt, die ‚objektiv Grund dazu haben‘, ist eine anschauliche Darstellung des zuweilen undurchsichtigen Zusammenhangs objektiver Ungleichheiten und ihrer subjektiven Wahrnehmungen. In diesem Beitrag werde ich mich diesem Verhältnis auf empirischer Basis nähern. Anhand zweier Fallbeispiele werde ich den Hintergrund entfalten, vor dem sich die artikulierte subjektive Selbstverortung im Schichtgefüge besser verstehen lässt. Dabei wird deutlich werden, dass die jeweilige Form der Orientierung der Lebensführung einen produktiven Schlüssel für das Verständnis der Selbstzuordnung darstellt und dass die Chance, ihr gerecht werden zu können, das Erleben von Statusangst beeinflusst.

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag basiert auf Material aus dem Projekt „Lebensführung als investive Statusarbeit. Praktiken, Bedingungen, Störungen“, Finanzierung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Projektnummer 315179426, Laufzeit 2016–2019, Forschungsteam: Karin Gottschall (Projektleitung), Betina Hollstein (Projektleitung), Uwe Schimank (Projektleitung), Stefan Holubek, Nils C. Kumkar, Rixta Wundrak.

## Theoretischer Kontext, Daten und Auswertung

Das Interviewmaterial, anhand dessen ich das Argument skizzieren werde, entstammt dem Bremer Projekt „Lebensführung als investiven Statusarbeit“. In diesem Projekt gehen wir von der bewusst idealtypischen Annahme aus, Mittelschichtsangehörige seien im besonderen Maße an Erhalt und Verbesserung des sozialen Status durch beständiges Investieren in ökonomisches und kulturelles Kapital orientiert, was sich in einer Lebensführung der „Investiven Statusarbeit“ (Schimank et al. 2014) dokumentiere. Die Lebensführung der Akteur\*innen stellt dabei sozialtheoretisch ein „Scharnier zur Relationierung von Individuum und Gesellschaft“ (Müller 2016, S.28) dar, das als „Medium der Produktion, Reproduktion und Transformation sozialer Ungleichheit“ (Kudera 1995, S.99) fungiert und sich anhand von lebenspraktisch wirksamen Orientierungen charakterisieren lässt.

Um empirisch zu untersuchen, welche Statusorientierungen in verschiedenen Fraktionen der Mittelschicht zu finden sind und wie sich die korrespondierenden Lebensführungsmodi gestalten, zielen wir nicht darauf, explizites Wissen, bzw. eine subjektive Meinung in Bezug auf vordefinierte Statusindikatoren abzufragen. Stattdessen untersuchen wir die Statusorientierung auf einer stärker impliziten, handlungsleitenden Ebene und nutzen dafür die Dokumentarische Methode (Bohnsack 2003, 2013; Bohnsack et al. 2013), deren Ziel die Analyse kollektiver Orientierungsmuster ist. Der Interviewpartner, bzw. die Interviewpartnerin wird darin als Angehörige\*r eines konjunktiven Erfahrungsraumes konzeptionalisiert. ‚Konjunktives Wissen‘ als ein „atheoretische[s], handlungsleitende[s] Erfahrungswissen“ (Bohnsack 2012, S.122) wird dabei im Rückgriff auf Karl Mannheim vom „kommunikativen Wissens“ (Mannheim 1980, S.289ff.) unterschieden, das einen „das Handeln orientierenden Entwurf“ (Bohnsack 2012, S.121) anleitet.

Wir erhoben insgesamt 39 biographisch-narrative Interviews und analysieren sie unter anderem mit dem Ziel der Rekonstruktion von „Orientierungsrahmen“, die das Orientierungswissen der Akteur\*innen metaphorisch abbilden. Eine der eingängigsten Beschreibung der anvisierten Elemente des Orientierungsrahmens findet sich bei Przyborski:

„Zum einen gibt es positive Ideal, die eine Richtung einen ‚positiven Horizont‘ anzeigen, auf den eine Orientierung zustrebt. Zum anderen kann eine Richtung, eine Entwicklung, ein Ausgang abgelehnt werden. Die Orientierung grenzt sich von einem ‚negativen Gegenhorizont‘ an. Ein drittes Strukturmerkmal ist die Einschätzung der Realisierungsmöglichkeiten, das ‚Enaktierungspotential‘“ (Przyborski 2004, S.56).

Die Rekonstruktion von Elementen der positiven und negativen Horizonte, sowie deren Verhältnis zueinander, eröffnet die Möglichkeit, ein komplexes empirisch fundiertes Tableau von Statusorientierungen zu erstellen. Die Analyse des Enaktierungspotentials erlaubt eine Perspektive auf die Möglichkeit der Umsetzung der Orientierung im biographischen und alltäglichen Handeln. Der Fokus des methodischen Ansatzes liegt also darauf, geteilte Orientierungsmuster herauszuarbeiten, die sich in den Versprachlichungsvollzügen von Mitgliedern einer Erfahrungsgemeinschaft äußern.

In diesem Beitrag möchte ich einen spezifischen Teil dieser biographisch-narrativen Interviews in den Fokus rücken. Wir schlossen an einen ersten immanenten Teil, der auf lebensgeschichtliche Narrationen zielte, einen exmanenten Frageteil mit verschiedenen Nachfragen an und beendeten diesen mit der Frage, welcher Schicht sich unsere Interviewpartner\*innen zugehörig fühlen. Neben einer Reihe von „richtigen“ Zuordnungen – was erst einmal bedeutet, Zuordnungen die unsere im Sampling entstandenen Erwartungen nicht irritierten – stießen wir auch auf eine Reihe von Zuordnungen, die uns überraschten, in der sich unsere Interviewpartner\*innen, worauf der Titel meines Beitrags anspielen soll, zu ‚irren‘ schienen. Bei näherem Hinsehen erwiesen sich diese überraschenden Diskrepanzen

zwischen Erwartungen und Wirklichkeit aber häufig als produktive Schlüssel für das Verständnis der Fälle. In diesem Beitrag werde ich dieses Verhältnis aber umdrehen und fragen, was die Fälle für das Verständnis von Ungleichheitswahrnehmung beitragen können.

Im Folgenden werde ich das anhand zweier Fälle verfolgen, die sich, entgegen unserer Operationalisierung selbst nicht in der Mittelschicht lokalisieren.<sup>2</sup> Es handelt sich um zwei Hauptschullehrer, wobei sich einer der „Oberschicht“ zuordnet, während der andere sich gleichermaßen auf die „Arbeiterklasse“, wie auch auf die „Bildungsschicht“ bezieht. Bei der Auswertung mithilfe der Dokumentarischen Methode schälte sich früh und deutlich heraus, dass ihre Orientierungen klare Kontraste zu unserer idealtypischen Ausgangsannahme zur „Investiven Statusarbeit“ darstellen – die Fälle sind durch Lebensführungen gekennzeichnet, die eben nicht auf eine stetige ökonomische Statusverbesserung ausgerichtet waren. In der folgenden Darstellung wird es darum gehen herauszuarbeiten, dass die Rekonstruktion ihrer handlungsleitenden Orientierungen hilft, ihre artikulierten subjektiven Selbstverortungen besser zu verstehen.

## Fallanalyse „Herr Schulz“

Im ersten Fall geht es um einen Interviewten, den ich im Folgenden „Herr Schulz“ nenne. Er lebt in einer Gemeinde mit unter 10 000 Einwohnern in seinem freistehenden Einfamilienhaus, von dem er erzählte, dass er es zusammen mit 20 Kumpels innerhalb von 3 Monaten bezugsfertig aufgebaut hat.

Herr Schulz wird in den frühen 60ern als Sohn eines Diplom-Bauingenieurs und einer Krankenschwester geboren. Mit 6 Jahren beginnt er im Ortsverein Fußball zu spielen und hört damit erst auf, als er sich 2014 eine zweite Schulterverletzung zuzieht. In den Fußballverein – das wird in dem Interview immer wieder thematisch – ist er stark eingebunden und hat viele Freunde. Seine erste Schulterverletzung bezeichnet Herr Schulz mit einem Augenzwinkern als seine „schönste Verletzung“ da er durch sie seine spätere Frau – eine Krankenschwester – kennenlernt. Zusammen haben sie zwei Kinder im Alter zwischen 10 und 18 Jahren.

Das Abitur absolviert Herr Schulz an einem humanistischen Gymnasium und schließt es knapp „gut“ ab. Nach dem Abitur leistet er seinen Wehrdienst ab. Das kann er durch Beziehungen ganz in der Nähe seines Elternhauses tun. Als kleines Kind wollte Herr Schulz Förster werden und als es um die Studienwahl geht, will er zunächst Tiermedizin studieren. Der NC sei aber mit 0,9 „schlimmer als Humanmedizin“ gewesen. Um „irgendwie einzusteigen“ beschließt er zunächst in einer nahe gelegenen Universitätsstadt Biologie zu studieren. Weil die Diplomstudiengänge bereits voll sind, weicht er auf ein Gymnasial-Lehramtsstudium aus. Er wählt als Zweitfach Politik, denn darin war er schon in der Schule gut. Nach zwei Semestern zieht er aus dem Elternhaus aus und baut sich – nicht in der Universitätsstadt selbst, sondern in einem Nachbardorf – das Obergeschoss im Haus des Vaters eines Fußballkumpels aus. Vom Wohnzimmertisch aus, kann Herr Schulz durch die gläserne Terrassentür hindurch, über den kleinen Gartenteich hinweg mit dem Finger in der Entfernung auf dieses Haus deuten. Die Stationen seines Lebens spielen sich also in einem relativ kleinen Radius ab.

---

<sup>2</sup> Die beiden hier fokussierten Interviews stammen aus der ersten von zwei Erhebungswellen, die wir in Kooperation mit dem „GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften“ erhoben haben. Die Zugehörigkeit zur Mittelschicht wurde über einen mittleren Bildungsabschluss (mindestens Realschule) und ein HH-Nettoäquivalenzeinkommen zwischen 80 und 150 Prozent des Medians operationalisiert.

Obwohl es im Studium keine didaktische Ausbildung gibt und er jünger als seine Kolleg\*innen ist, kommt Herr Schulz im Referendariat in einem Gymnasium mit den Schüler\*innen gut zurecht, denn er strahlt eine „gewisse Autorität“ aus, die ihm „keine Ausbildung der Welt“ beigebracht habe. Als Herr Schulz sein Studium Anfang der 90er Jahre beendet, sieht der Markt für angehende Lehrer\*innen nicht gut aus. Er bekommt vermittelt über Kontakte ein Treffen mit einem Schuldirektor in der Nähe, die beiden verstehen sich gut und er bekommt eine Stelle in einer Hauptschule und zwar zunächst als Sportlehrer. Obwohl die Tätigkeit also nicht seiner Ausbildung entspricht – Hauptschule statt Gymnasium und Sport statt Biologie – nimmt er sie umstandslos an. Er behält sie auch, als er später das Angebot bekommt doch noch in den Gymnasialzweig überzuwechseln, da ihm die Hauptschüler\*innen „durch ihre Geradlinigkeit irgendwie an das Herz gewachsen“ waren. Heute leitet er den Hauptschulzweig einer kooperativen Gesamtschule und hat vor kurzem ebenfalls das Angebot ausgeschlagen, den Posten des Schuldirektors zu übernehmen, denn er wolle nicht „mit irgendwelchen blöden Kollegen Dienstgespräche führen“. Als ich ihm am Ende des Interviews frage, welcher Schicht er sich zuordnen würde, antwortet er:

I: „Okay dann hätte ich noch eine letzte Frage, und zwar wenn Sie sich einer Schicht zuordnen sollten, welcher würden Sie sich am ehesten zugehörig fühlen?“

B: (.) Finde es immer schwierig in Schichten einzuteilen ähm aber ich denke, von meiner Lebensqualität her gehöre ich zu/ und dem was ich HABE äh gehöre ich zur Oberschicht. [...]“

Diese zunächst überraschende Einschätzung gewinnt vor dem Hintergrund der Statusorientierung seiner Lebensführung an Plausibilität. Herr Schulz orientiert sich in seinen berufsbiographischen Entscheidungen nicht an einem sozioökonomischen oder hierarchischen Aufstieg oder zeigt zumindest einen klaren ‚Sättigungspunkt‘. Er schlägt eine Beförderung sogar aus, weil er weiterhin die Hauptschüler\*innen unterrichten will. Seine Entscheidungen sind vielmehr durch eine Orientierung am sozialen Nahfeld gekennzeichnet, die zu einer starken lokalen Kontinuität über die Biographie hinweg führen. Soziale Nahfeldorientierung – das bedeutet nicht nur eine Kontinuität der Freund\*innen- und Bekanntenkreise, sondern auch, sich in den berufsbiographischen Entscheidungen eher auf informale, direkte Kontakte und Möglichkeiten zu verlassen, als auf formale, anonyme Institutionen. Das Unbehagen gegenüber der Frage nach der Selbsteinschätzung selbst fügt sich in diese Orientierung, in der Herr Schulz etwa das Referendariat deshalb so schwer zu ertragen fand, weil er anhand formaler objektiver Maßstäbe beurteilt wurde, die seiner Orientierung an „natürlicher Autorität“ nicht gerecht werden.

Der lokale Kontext bietet insofern auch den Kontext seiner Selbsteinschätzung: unter den Personen, die seine Lebenswelt bestimmen, an denen er seine Entscheidungen ausrichtet und in deren Augen er bestehen will, ist er als verbeamteter Hausbesitzer in der Tat nach objektiven Maßstäben der Oberschicht zugehörig. Die plastischste Beschreibung einer ‚gefährdeten Existenz‘ findet er dann auch in Asylbewerber\*innen, die er unterrichtet hat, die ihm in ihrer Heimat- und Gemeinschaftslosigkeit als besonders eindrückliches Bild für Menschen erscheinen müssen, die es schlechter haben als er. Der Referenzrahmen ist hier also kein abstrakt gesamtgesellschaftlicher, den Soziolog\*innen vor Augen haben, sondern lokaler und personell deutlich umrissener.

## Fallanalyse „Herr Röseler“

Eine andere Form von Orientierung und Selbsteinstufung findet sich im Fall des Interviewpartners, den ich im Folgenden „Herr Röseler“ nennen werde. Sein Weg in den Beruf des Hauptschullehrers war denkbar anders gelagert.

Herr Röseler wurde Mitte der 1960er Jahre als Sohn eines Kfz-Mechanikers und einer Frau geboren, deren Beruf uns leider unbekannt ist. Er absolviert das Abitur „ohne sich groß anstrengen zu wollen“. Er beginnt ein Musik-Lehramtsstudium, bricht aber ab, da ihm das Niveau zu schlecht gewesen sei und ihm nicht gereicht habe. Mit Mitte 20 heiratet er, wechselt an eine angesehene Hochschule für Künste und schließt dort mit einem Bachelor-Abschluss ab, was ihm im Nachhinein als Unterschätzung gilt, da die Ausbildung sehr hart gewesen sei und es eine „extreme Selektion“ gegeben habe, die er im Interviews sehr bildlich beschreibt. Er arbeitet zunächst als Musiker mit einer eigenen Band. Die Familie mit inzwischen zwei Kindern muss sich in dieser Zeit wie er sagt teils „kläglich über Wasser halten“, teilweise ist er aber auch sehr erfolgreich, was er ebenfalls engagiert und bildlich beschreibt.

Sechs Jahre nach Abschluss an der Hochschule entscheidet sich Herr Röseler nach etwas zu suchen, „wo man kontinuierlich Brötchen backen kann“ und wählt ein Studium des Kultur-Managements mit dem Ziel Musikschulleiter oder Orchesterleiter zu werden, um sein „Leben auf festere Füße“ zu stellen, denn die „Musikgeschichte“ sei „ein hartes Brot“. Auf seine Bewerbungen in diese Richtung erhielt er jedoch Absagen. Er arbeitet anschließend zunächst eine Weile lang in einer Agentur, kann sich dort aber nicht etablieren und geht schließlich als Seiteneinsteiger in den Schuldienst in einer Hauptschule, wo man ihn „mit Kussband genommen“ habe. In dieser Position arbeitet er inzwischen seit 15 Jahren, wobei er eine Reihe von Fortbildungen absolviert hat, etwa zum Anti-Gewalt-Trainer oder zum „Heilpraktiker für Psychotherapie“. Herr Röseler betont kaum Freunde in der engen Umgebung zu haben, denn er müsse „ein paar Kilometer fahren um Leute zu finden, die auf der gleichen Welle“ wie er seien. Ehrenamtlich ist er kirchlich aktiv und arbeitet als Notfall-Seelsorger. In seiner Freizeit dreht er Dokumentarfilme. Hochzeitsvideos würde er, wie er betont, aber nie drehen. Auf die abschließende Frage nach der subjektiven Schichtzugehörigkeit antwortet er:

B: „(...) Ja, zugehörig, das ist schwer. (..) Also ich fühle mich tief verwurzelt zur Arbeiterklasse. (..) Aber/ (...) Ja und zur Mittel/ zur Bildungsschicht. (..) Also kluge Menschen mag ich. @(.).@ Na, aber trotzdem, irgendwie Back to the roots. So richtig erdig sein und äh beides drauf zu haben. Ne? Also wirklich auch richtig sich gehen zu lassen, über die Stränge schlagen und richtig auch mit den Arbeitern äh, saufen oder irgendwas. Find, find ich auch toll. [...] Also das ist ne (..) unglaublich starke Basis, die Arbeiterschaft auch. //mhm// (..) So und wenn/ (..) Ja, Potential entfalten. In der Bildungsschicht. //mhm// Die beiden Sachen.“

Die Lebensführung von Herrn Röseler scheint anders als im Fall von Herrn Schulz keinen „natürlichen Sättigungspunkt“ zu kennen. Im Interview verwendet er beträchtliche Anstrengung darauf, die eigene zuerst musikalische und dann pädagogische Exzellenz herauszustellen. Er betont die Selektion, die er als Musiker durchlaufen hat und schildert in der bildlichsten Passage des Interviews den Erfolg, den er teils hatte, als er nach einem Konzert, in dem er 600 Mark die Stunde verdiente, mit dem Auto über die Autobahn brettet und sich wie ein „König“ und wie ein „Rockstar“ fühlte. Er scheint also zunächst formale und abstraktere Kriterien als Herr Schulz dafür zu haben, wann er es zu etwas gebracht hat. Der Bezug zum Geld, so bildlich er an diesen Stellen ist, zeigt aber auch deutlich an, dass Herr Röselers Orientierung nicht befriedigend dadurch charakterisiert ist, dass er sich eben an monetären Erfolg

orientiert. Das Geld scheint eher ein Indikator dafür zu sein, dass er vor einem Publikum bestanden und gegläntzt hat und sie ihn als exzellenten Musiker bestätigen.

Die Statusorientierung der Lebensführung von Herrn Röseler ist also anders als bei Herrn Schulz nicht vorrangig darauf gerichtet, ein akzeptiertes Mitglied einer Gemeinschaft zu sein; sondern darauf, nach beruflicher Exzellenz zu streben. Berufliche Exzellenz, das bedeutet für ihn, Menschen zunächst musikalisch zu ‚berühren‘ und später pädagogisch zu ‚wecken‘ und ‚ins Wachstum‘ zu bringen – was zwei Spielarten derselben positiven Orientierung zu sein scheinen. Die Ungleichheit, die Herrn Röseler umtreibt, integriert also ‚handfeste‘ ökonomische Kriterien wie eben das Einkommen, setzt sie aber ins Verhältnis zu seiner positiven Orientierung daran, berufliche Exzellenz zu zeigen. So meditiert er in einer Passage, dass Geld noch kein hinreichendes Zeichen musikalischer Exzellenz sei, was man an Wolfgang Petry, dem „Gitarren-Schrapper, der einen auf Kumpel macht“ oder Helene Fischer sehen könne. Seine Aufgabe sei aber Menschen mit „wahrer, tiefer Musik“ so zu berühren, dass sie weinen.

Diese Ausführungen zur Orientierung seiner Lebensführung helfen dabei, seine Selbstzuordnung zu kontextualisieren. Die Einschätzung, er gehöre zur Bildungsschicht, zeigt zunächst seinen enormen Stolz auf seine Ausbildung an und die Selektion, die er bestanden hat und die als Indikator seiner Exzellenz dienen soll. Die Betonung dieser Zugehörigkeit scheint umso wichtiger, da sie im Laufe seiner Biographie gefährdet erscheint: Er werde „nicht nach Leistung bezahlt, sondern nach Scheinen“. Schon sein Hochschulabschluss scheint seine Anstrengungen nicht widerzuspiegeln und er empfindet sich für seine Position als notorisch überqualifiziert. Die Konnotationen von Bildung und Arbeit scheinen auch sicherstellen zu sollen, dass Herr Röseler seine Position nicht geschenkt bekommen habe, dass er sich seinen Aufstieg erarbeiten musste und das nicht ohne Durststrecken und Sorgen abgelaufen ist. Er ist ‚objektiv‘ zwar eher aus einem kleinbürgerlich-handwerklichen Milieu aufgestiegen als aus der Arbeiterklasse, die Stilisierung des Herkunftsmilieus scheint seinen Weg aber als noch unwahrscheinlicher gelten lassen zu sollen.

Die doppelte Einschätzung scheint also einerseits eine gewisse ‚Ortlosigkeit‘ in seine Einschätzung zu bringen: Er kann seinen Bildungsabschluss und seine Fertigkeiten nicht verwerten und fühlt sich damit nirgendwo bruchlos zugehörig. Andererseits scheint diese doppelte Einschätzung anzeigen zu sollen, dass man ihn nicht so leicht in eine Schublade stecken kann: In weiten Teilen des Interviews ist Herr Röseler bemüht, die Interviewenden sowohl sprachlich, als auch durch seine Ansichten, mit seiner Unkonventionalität und Exzellenz zu beeindrucken. Sich nun in der abschließenden Frage mit einer ganzen Schicht bruchlos gemein zu machen, schiene also den Anstrengungen der letzten zwei Stunden zuwider zu laufen. Dass nichts an seiner lebensgeschichtlichen Erzählung darauf hindeutet, dass er in der Tat je mit ‚Arbeitern einen saufen gegangen ist‘, verstärkt den Verdacht, dass die Antwort durchaus eher auf einen Bruch mit der Erwartung spekuliert und damit an seinem Bild arbeitet, als eine praktische Lebensrealität nachzuvollziehen. Dass er bei „Mittel!“ abbricht, könnte also als Indiz dafür aufgeführt werden, dass jede Konnotation von ‚Mittel-mäßigkeit‘ der Verteidigung der gefährdeten Identität als Künstler zuwider laufen muss. Dass die Antwort eine Form von Identitätsarbeit darstellt, wird auch dadurch ersichtlich, dass beide Positionierungen sich nicht auf Ressourcenausstattung beziehen – er sagt eben nicht, dass er so wenig Geld wie ein Arbeiter hat, aber so viele Abschlüsse wie ein Bildungsbürger. Sondern er bezieht sich eher auf identitätsstiftende Eigenschaften, nämlich „klug“ sein einerseits und „herzlich, erdig und ehrlich“ sein andererseits.

## Fazit: Subjektive Selbstzuordnung im Kontext

Ziehen wir also ein Fazit: In den beiden Fällen hat die Frage nach der Schichtzugehörigkeit zwei unterschiedliche Dinge ‚gemessen‘. Für beide stellt die Frage zunächst eine Fremdrahmung dar: Die Frage welcher Schicht sie angehören, spielte in der eigenen lebensgeschichtlichen Erzählung keine Rolle – sie scheinen ihr Leben führen, zumindest aber erzählen, zu können, ohne der Frage welcher gesellschaftlichen Schicht sie angehören allzu große Aufmerksamkeit zu schenken. Mit der Frage konfrontiert, ‚übersetzen‘ sie sie aber und beantworten sie eben vor dem Horizont der praktisch wirksamen Orientierung ihrer eigenen Lebensführung.

Herr Schulz verortet sich dabei durchaus in einem ‚objektiven‘, durch Ressourcenausstattung aufgespannten Raum; dieser bezieht sich aber nicht auf die Gesamtgesellschaft, sondern auf einen lebenspraktisch relevanten Kontext, dessen Grenzen durch die Orientierung seiner Lebensführung begrenzt werden. Den Referenzrahmen stellt hier seine Gemeinde dar, die auch sonst den relevanten Referenzrahmen seiner gemeinschaftsorientierten Lebensführung darstellt.

Für Herrn Röseler hingegen scheint die Frage sogar eine doppelte Fremdrahmung darzustellen: Zum einen verwendet auch er die Eckpfeiler seiner Selbstzuordnung – die Begriffe der „Arbeiterklasse“ und der „Bildungsschicht“ – vor dem Hintergrund einer spezifischen biographischen Erfahrung, nämlich in seinem Fall die Gefährdung seines Aufstiegs aus dem Handwerkermilieu. Zum anderen bezieht er sich in seiner Zuordnung nicht auf einen ‚objektiven‘, durch Ressourcenausstattung aufgespannten Raum – obwohl es ihn ja in seiner Aushandlung des Kunstmarktes gibt, in dem er sich zwischen Wolfgang Petry und Bach bewegt. Stattdessen bezieht er sich auf zugeschriebene Eigenschaften – klug, herzlich, erdig –, mit denen er sich dann im Zuge einer Identitätsarbeit gemein macht.

Im Fall von Herrn Röseler wird mehr noch als im Fall von Herrn Schulz deutlich, dass die Frage nach der subjektiven Schichtzuordnung nicht als Abfrage eines ‚bestehenden‘ Merkmals verstanden werden kann. Vielmehr wird ein Aushandlungsprozess in Gang gesetzt, in dem sich zum einen eine subjektive, handlungsleitende Repräsentation einer sozialen Ungleichheitsstruktur dokumentiert und zum anderen eine Selbstverortung in dieser Struktur. Beide Prozesse spielen sich dabei vor dem Hintergrund der praktisch wirksamen Orientierungen der Lebensführungen der befragten Personen ab. Insofern kommt dem Verfertigungsprozess der Antwort ein großer Stellenwert zu, wie auch Bourdieu festhält, wenn er mit Hinsicht auf die Produktionsweisen persönlicher politischer Meinungen schreibt, dass die „zugrunde liegenden Dispositionen [sich] [...] wesentlich in der Art und Weise, wie Meinungen zum Ausdruck gebracht werden [offenbaren und verraten]“ (Bourdieu 2016, S.660). Eine standardisierte, geschlossene Abfrage der subjektiven Schichtzugehörigkeit schneidet diesen Aushandlungsprozess, die relevanten Referenzgruppen und formierenden Orientierungen also systematisch ab und läuft Gefahr als ‚Verblendung‘ abzustempeln, was eine adäquate Wiedergabe der Erfahrungswelt der Akteur\*innen ist.

## Literatur

- Bohnsack, Ralf. 2013. Documentary Method. In *SAGE Handbook of Qualitative Data Analysis*, Hrsg. Uwe Flick, 217–233. London, Thousand Oaks, New Delhi: SAGE.
- Bohnsack, Ralf. 2003. Dokumentarische Methode. In *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, Hrsg. Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki und Michael Meuser, 40–44. Opladen: Leske + Budrich.

- Bohnsack, Ralf. 2012. Orientierungsschemata, Orientierungsrahmen und Habitus. Elementare Kategorien der Dokumentarischen Methode mit Beispielen aus der Bildungsmilieuforschung. In *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung*, Hrsg. Karin Schittenhelm, 119–153. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bohnsack, Ralf, Iris Nentwig-Gesemann, und Arnd-Michael Nohl, Hrsg. 2013. *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bosch, Gerhard, und Thorsten Kalina. 2016. Einkommensentstehung als Verteilungsfaktor. *Wirtschaftsdienst* 96:24–31.
- Bourdieu, Pierre. 2016. *Die feinen Unterschiede*. Berlin: Suhrkamp.
- Breuer, Ingeborg. 2018. Ängste und Sorgen der Mittelschicht. [http://www.deutschlandfunk.de/soziologie-aengste-und-sorgen-der-mittelschicht.1148.de.html?dram:article\\_id=415434](http://www.deutschlandfunk.de/soziologie-aengste-und-sorgen-der-mittelschicht.1148.de.html?dram:article_id=415434) (Zugegriffen: 12. Apr. 2018).
- Burzan, Nicole. 2014. Gefühlte Verunsicherung in der Mitte der Gesellschaft? *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2014(49):17–23.
- Grabka, Markus M., und Joachim R. Frick. 2008. Schrumpfende Mittelschicht – Anzeichen einer dauerhaften Polarisierung der verfügbaren Einkommen? *DIW Wochenbericht* 101–108.
- Kramer, Melanie. 2010. Aufstieg aus der Mitte? In *Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte*, Hrsg. Nicole Burzan und Peter A. Berger, 249–268. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kudera, Werner. 1995. Zusammenfassung der Ergebnisse: Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. In *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*, Hrsg. Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“, 331–370. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lengfeld, Holger, und Jochen Hirschele. 2009. Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittanalyse 1984–2007. *Zeitschrift für Soziologie* 38:379–398.
- Mannheim, Karl. 1980. *Strukturen des Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Müller, Hans-Peter. 2016. Wozu Lebensführung? Eine forschungsprogrammatische Skizze im Anschluss an Max Weber. In *Lebensführung heute, Wirtschaft, Gesellschaft und Lebensführung*, Hrsg. Erika Alleweldt, Anja Röcke und Jochen Steinbicker, 23–52. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Niehues, Judith. 2014. Die Mittelschicht – stabiler als gedacht. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 49:10–17.
- Przyborski, Aglaja. 2004. *Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode: Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schimank, Uwe, Steffen Mau, und Olaf Groh-Samberg. 2014. *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Schöneck, Nadine M., Steffen Mau, und Jürgen Schupp. 2011. Gefühlte Unsicherheit – Deprivationsängste und Abstiegsorgen der Bevölkerung in Deutschland. *SOEP-Papers on Multidisciplinary Panel Data Research* 428.
- Zekri, Sonja. 2016. Der eingebildete Abstieg. Soziologe Stephan Lessenich über die Mittelschicht. *sueddeutsche.de*, Juni 16 <http://www.sueddeutsche.de/kultur/soziologe-stephan-lessenich-ueber-die-mittelschicht-der-eingebildete-abstieg-1.3037190?reduced=true> (Zugegriffen: 27. Juni 2017).